

54. Internationales Filmfestival Donostia

Vom 21. bis 30. September 2006 fand im Baskenland das 54. Internationale Filmfestival Donostia (span. San Sebastián) statt. Dieses Festival zählt neben Berlin, Cannes und Venedig zu den wichtigsten europäischen Festivals der Kategorie A. Dementsprechend stolz sind die Stadt und das Land auf ihr Festival. Im Hauptwettbewerb dürfen nur Weltpremieren gezeigt werden. So waren von den insgesamt 236 Filmen, die dieses Mal gezeigt wurden, 46 zum ersten Mal zu sehen. Im Hauptwettbewerb waren Filme aus Argentinien, Iran, Irak, Japan, Südkorea, den USA und fast allen europäischen Ländern vertreten. Bezeichnenderweise wurde kein Film aus Deutschland gezeigt, da die Premieren dann doch lieber bei der Berlinale vor heimischem Publikum präsentiert werden.

Das Internationale Filmfestival in San Sebastian ist vor allem für die spanischsprachige Filmwelt wichtig. So machen die spanischsprachigen den größten Teil der Filme aus. Für die Besucherinnen und Besucher des Festivals ist von besonderem Interesse, daß sie hier Filme zu sehen bekommen, die wohl kaum eine Chance im Mainstreamkino haben.

Wie jedes Jahr stellten sich hervorragende Filme dem Wettbewerb um die begehrten Filmpreise. Die Goldene Muschel für den besten Film teilten sich „Half Moon“ (Regie: Bahman Ghobadi, Iran, Irak, Österreich, Frankreich) und „Mon Fils à Moi“ (Regie: Martial Fougeron, Frankreich). Beide Filme gehören zu den herausragenden Filmen des Festivals.

Half Moon erzählt auf einfühlsame Weise, wie der alte Mamo, ein berühmter

kurdischer Musiker, auf den Weg ins befreite irakische Kurdistan unterwegs ist, um dort nach über 35 Jahren in einem Konzert wieder die traditionelle kurdische Musik zu Gehör zu bringen. Die Reise mit einem alten gelben kanadischen Schulbus droht oft zu scheitern, sei es an den Grenzkontrollen oder an dem liebenswerten Eigensinn der zehn Söhne Mamos, die mit ihm unterwegs sind. Am Ende wird der Bus gestoppt, zwei Söhne werden wegen vergessener Ausweispapiere zurückgeschickt; die im Bus versteckte Sängerin Hesho wird entdeckt und festgenommen – im Iran ist es Frauen verboten, vor Männern zu singen –, und alle Instrumente werden von den Grenzern zerstört. Mamo und seine Söhne sind gezwungen, zu Fuß durch Schnee und Eis die letzten Kilometer anzutreten. Mamo überlebt diese Reise nicht, aber sein letzter Wunsch wird in Erfüllung gehen: Er wird dem Konzert – wenn auch in einem schlichten Holzsarg – „beiwohnen“. Mit der Musik des Konzerts sieht man im letzten Bild den friedlich verstorbenen Mamo, die Noten seiner Musik fest umschlungen. Nigel Bluck (Herr der Ringe) und Crighton Bone zeigen eine außergewöhnliche schauspielerische Leistung in weichen malerischen Bildern und bekamen dafür den Jury-Preis für die Beste Kamera. Half Moon ist ein Stück unbekannte Geschichte über ein Land, das wir sonst nur durch Terroranschläge in den Medien kennen.

Der zweite preisgekrönte Film Mon Fils à Moi ist eine präzise Familienstudie. Der erwachsenwerdende 13jährige Julien und dessen Mutter stehen im Mittelpunkt des Dramas. Der Vater, ein Hochschullehrer, hat nur

seine Arbeit an der Universität im Sinn. So richtet sich die ganze Aufmerksamkeit und Liebe der Mutter auf Julien. Der Film beginnt mit einer idyllischen Tanzszene zwischen Mutter und Sohn – und doch wird man das Gefühl nicht los, daß der Schein trügt. Was hier visuell gezeigt wird – die liebevolle Mutter läßt sich von ihrem Sohn führen – wird in den folgenden Szenen ins Gegenteil umschlagen. Die Mutter kontrolliert jede Bewegung, jedes Detail von Juliens Leben.

Die zweite Szene ist eine massive Grenzüberschreitung seitens der Mutter. Sie zwingt Julien, der nur mit dem Badetuch bedeckt vom Duschen kommt und das Tuch verliert und intuitiv mit seinen Händen seine Scham bedeckt, die Hände wegzunehmen. Es kommt zum Eklat, als sich Julien gegen das Verbot der Mutter entscheidet, auf die Party seiner Freundin zu gehen, weil diese sonst mit ihm Schluß machen würde. Die Mutter, ihr Mann und die Schwester holen ihn nach Hause zurück, und die Mutter beginnt, ihm ins Gesicht zu schlagen. Endlich stellt sich der bis dahin blasse Vater dazwischen und gibt seinerseits seiner Frau eine Ohrfeige. In dem Moment passiert etwas Unglaubliches, und zwar nicht auf der Leinwand: Das Kinopublikum applaudiert bei dem Schlag ins Gesicht der Frau. Das Mitleiden mit dem Sohn, die aufgestauten Aggressionen, die förmlich in der Luft liegen, finden hier ein Ventil. Die Situation wird für Julian immer unerträglich; er ruft die Polizei und versucht, sich selbst zu töten. Er weiß sich nicht mehr zu helfen, und so scheint für ihn die einzige Lösung in der Ausübung von Gewalt gegen seine Mutter. Das Drama endet nicht als Tragödie, die Mutter überlebt die Messerstiche. Der Film endet wie er begann. Unter dem Abspann tanzen beide, Sohn und Mutter, wieder zusammen – aber dieses harmnervolle Bild läßt die Zuschauerin, den Zuschauer mit einem gegenteiligen Gefühl

zurück. Neben der subtilen Kamera zeigt sich in der emotionalen Intensität eine der großen Stärken des Films. Nathalie Baye bekommt völlig zu Recht für ihre ausgezeichnete schauspielerische Leistung die Silberne Muschel für die Beste Schauspielerin.

Mit seinem sechsten Kinofilm „Delirious“ erhält der Regisseur Tom DiCillo die Silberne Muschel für die Beste Regie und für das Beste Drehbuch. Les, ein erfolgloser Paparazzo, lebt in Manhattan und lernt den Mochtegegn-Schauspieler Toby kennen. Toby ist von zu Hause abgehauen und nimmt dankbar Les' Angebot an, bei ihm zu wohnen. Nachdem sich K'Harma Leeds, ein Shootingstar des Musikestablishments, in Toby verliebt und dieser Zugang zu den Kreisen hat, wo Les gerne „professionell“ tätig wäre, wandelt sich die anfängliche Freundschaft in Eifersucht und Rache.

Auf der Geburtstagsparty von K'Harma bricht Les sein Versprechen gegenüber Toby, keine Photos von der Party zu machen. Die Situation eskaliert, und beide werden auf die Straße gesetzt. Ihre Freundschaft ist zu Ende. Toby findet den Weg ins Showbusiness als Star einer Reality TV-Serie, wo er sich schlicht nur selbst spielen muß. Les ist tief verletzt durch den Bruch mit Toby, ist doch seine ganze Paparazzo-Welt zusammengebrochen. „Es war doch nur ein Photo“ klingt zwar harmlos, ist aber doch eine Grenzüberschreitung und ein Bruch der Intimsphäre. Was ist das für eine Welt, wo man alles für das exklusivste Bild macht, sprichwörtlich über Leichen geht? Les plant, sich an Toby zu rächen, aber im Moment des Zusammentreffens auf dem roten Teppich hat Toby ihn nicht vergessen, sondern bahnt sich einen Weg durch alle Paparazzi; er reicht Les seine Hand zur Versöhnung und gibt ihm damit auch eine Möglichkeit für „das Photo“.

Delirious ist eine Komödie voll Drama, Ironie und Tiefsinn über Freundschaft und

Showbusiness in der westlichen Welt. Neben den beiden Preisen im offiziellen Wettbewerb bekam Tom DiCillo auch den Preis der katholischen Jury SIGNIS, denn „Delirious zeigt in einer äußerst unterhaltsamen und unpräventösen Weise, daß in der modernen Gesellschaft des Wettbewerbs und Erfolgs um jeden Preis menschliche Werte wie Ehrlichkeit und Loyalität entscheidend sind, um zu sehen, was wirklich wichtig im Leben ist“.

SIGNIS ist die katholische Weltorganisation für Kommunikation in allen Medien mit einem besonderen Schwerpunkt auf dem Film. Auf den über 30 Filmfestivals weltweit werden vor allem Filme ausgezeichnet, die sich in besonderer Weise für die Menschenrechte einsetzen und einen Beitrag zu einer Kultur des Friedens leisten. Beim Treffen mit den Juroren im María Cristina Hotel bietet sich ein Bild, das ohne weiteres aus Delirious hätte stammen können. Tom DiCillo ist von etwa 30 Fernseh- und Photojournalisten umringt. Im Sekundentakt klicken die Kameras. „Wieviele Fotos wollen sie denn noch von mir machen?“, fragt er auf Englisch und lächelt. Er ist sichtlich ergriffen und überrascht, als er mit der Jury spricht: „Ich habe mir nie vorstellen können, einen Preis von der katholischen Kirche zu bekommen. Ich bin wirklich bewegt, daß Sie die Spiritualität in meinem Film sehen. Ich habe sehr hart und lange mit den Schauspielern und meinem Team daran gearbeitet, diese Qualität zu erreichen. Dieser Preis ist etwas ganz besonderes für mich.“ Man wird sich gern an die ausgezeichnete schauspielerische Leistung vor allem von Steve Buscemi (Les) und Michael Pitt (Toby) erinnern, und wenn man in Rechnung stellt, daß der Regisseur sechs Jahre gebraucht hat, um Delirious zu produzieren, kann man sich zu Recht auf einen ausgezeichneten und sehr sehenswerten Film in den Kinos freuen.

„El Camino de San Diego“ (Regie: Carlos Sorin, Argentinien) wurde mit dem beson-

deren Preis der Jury ausgezeichnet. Dabei handelt es sich um den letzten Teil einer Filmtrilogie. Tati verehrt, wie viele junge Männer in seiner Provinz, als Idol Diego Maradona. Eines Tages findet er beim Holzsammeln im Wald eine Wurzel, in der er eindeutig die Gesichtszüge Maradonas wiedererkennt. Obwohl Tati sich das Gespött des ganzen Dorfes zuzieht, hält er eigensinnig an seiner Deutung fest. Als über das Fernsehen die Nachricht kommt, daß Maradona wegen Herzproblemen ins Krankenhaus in Buenos Aires eingeliefert wurde, macht sich Tati trotz seiner Mittellosigkeit auf den Weg, Maradona persönlich die Statue zu überbringen. Das Roadmovie erzählt in liebevollen Bildern Tatis Reise durch Argentinien – ein Film, der überraschend ohne die Klischees von Gewalt auskommt –, und doch ist es kein idealisierender Film. Jedes Bild lebt vom Kontrast zwischen Tatis Verschrobtheit und Lebenslust und der Realität Argentiniens heute.

Der Preis für den Besten Darsteller ging an Juan Diego für den spanischen Film „Vete de mí“ (Regie: Victor García León). Er spielt Santiago, der mit seiner 20 Jahre jüngeren Freundin in Madrid wohnt. Sie arbeiten als Schauspielerin und Schauspieler am kleinen Theater „La Latina“, wo sie mittelpträgliche Komödien spielen. In dieses „Idyll“ platzt Guillermo, Santiagos Sohn, und von nun an ändert sich sein Leben radikal. Santiago verliert seinen Job, seine Freundin verläßt ihn, und mit 55 Jahren steht er vor einem Scherbenhaufen ohne Zukunft, aber mit einem Taugenichts von einem Sohn: eine satirische, bittere Komödie über das Leben.

Wie immer sind große Erwartungen mit „Zabaltegui“, der Sektion für Neue Regisseurinnen und Regisseure verbunden. Hauptkriterium ist, daß diese entweder ihren Debütfilm oder ihren zweiten Film zeigen. Obwohl von den 35 Filmen aus allen Weltteilen vor allem Filme aus Spanien und

den USA stammten, kamen die Preisträger dieses Jahr aus Frankreich und Singapur. In dieser Sektion waren auch zwei deutschsprachige Produktionen: „Emmas Glück“ (Regie: Sven Taddicken, Deutschland) und „Wir werden uns wiederseh'n“ (Regie: Oliver Paulus und Stefan Hillebrand, Schweiz/Deutschland). Die Regisseurinnen und Regisseure bewerben sich in dieser Sektion für den Altadis Preis und den Montblanc Drehbuchautorenpreis. Ersterer ging an die französische Produktion „Fair Play“ (Regie: Lionel Bailliu), letzterer an „Singapore Dreaming“ (Regie: Yen Yen Woo und Colin Goh) aus Singapur. Beide Filme spielen in der Welt des Kapitalismus. Da werden die Konflikte in der Firma durch aberwitzige und durchaus lebensgefährliche Sportwettkämpfe ausgefochten, oder es wird das Bild einer Familie in Singapur gezeichnet, wo der Vater, kurz nachdem er zwei Millionen im Lotto gewonnen hat, am Herzinfarkt stirbt und dessen Sohn und Tochter nur noch eines im Sinn haben: Wie kann ich das meiste Geld von der Mutter bekommen? – Filme, die sehr fein die Dynamik und Leere von Macht und Geld(Gier) zeigen, denn am Ende kann es nur eine Gewinnerin, einen Gewinner geben.

Es gibt kein Filmfestival der Kategorie A ohne eigenes Profil. So sind jedes Jahr drei weitere große Sektionen in San Sebastian vertreten: Horizontes Latinos, die große Schau der lateinamerikanischen und spanischen Filme (made in Spain); eine große Retrospektive, die 2006 dem Vater der anspruchsvollen Komödie Ernst Lubitsch (1892–1947) gewidmet war, und eine thematische Sektion: Immigranten. Die Horizontes Awards ging an drei Filme: „Os 12 trabalhos“ (Regie: Ricardo Elias, Brasilien), „El custodio“ (Regie: Rodrigo Moreno, Argentinien, Deutschland, Frankreich und Uruguay) und „El violín“ (Regie: Francisco Vargas, Mexiko). Letzterer erzählt die

Geschichte eines alten Geigenspielers, der für die Rebellen in seinem Violinenkasten Waffen und Munition schmuggelt. Die Hoffnung stirbt zuletzt – so auch die Musik, als er von der staatlichen Armee entdeckt wird. Ein überraschender, spannender Erstlingsfilm, bewußt in schwarz-weiß gedreht, der so eine große visuelle Handschrift aufweist (Kamera: Martín Boege). El violín war auch schon 2005 in der Sektion Films in Progress als halbfertiger Film zu sehen. Die finanzielle Förderung hat sich offensichtlich gelohnt. Daß Immigration als Thema gewählt wurde, ist sicher kein Zufall. Damit wurde deutlich, daß das Thema nicht nur ein politisches und gesellschaftliches ist, sondern auch Filmemacherinnen und Filmemacher heute wie übrigens auch schon vor Jahren beschäftigt hat. So konnte man neben Produktionen weltweit von 2006 auch Klassiker wie Rainer Werner Fassbinders Film „Angst essen Seele auf“ von 1974 sehen.

Was bleibt nach neun Tagen und 40 gesehenen Filmen? Wohl zunächst der Eindruck von kultureller Vielfalt und Verschiedenheit. Viele wunderbare Filme aus der spanisch-sprechenden Welt werden bedauerlicherweise nicht den Weg ins deutsche Kino schaffen. Es gehört zum Charme eines Internationalen Filmfestivals, für zwei Stunden in die Lebenswelten Afrikas, Lateinamerikas, Nordamerikas, Asiens und Europas einzutauchen, mitzulachen und mitzuleiden. Auffällig war, daß Filme, deren Autorinnen und Autoren aus den Ländern kamen, wo sie spielten, eine Intensität und einen anderen Blick haben, wie sie so manche internationale Koproduktion nicht zeigen konnte. So wirkt der belgisch-französische Film „Si le vent soulève les sables“ (Regie: Marion Hänssel) über das Schicksal einer afrikanischen Familie, die wegen Wassermangels aus ihrem Dorf wegziehen muß, eher westlich distanziert. Das Kunststück, ein Thema für 236 ge-

zeigte Filme zu finden, ist wohl kaum zu vollbringen. Das Internationale Filmfestival in San Sebastian war ganz sicher ein cineastischer Höhepunkt vor allem für die spanisch-

sprechende Kinowelt, und es dürfte wohl das einzige sein, das Filmfans aus aller Welt bei Wein und Tapas versammelt.

Christof Wolf SJ

„Katholische“ Poietheologie

Die Poetische Dogmatik von Alex Stock im Rückspiegel

Es ist zwar (noch) kein allumfassendes, aber schon ein ziemlich umfassendes Werk, das Alex Stock mit seinem Projekt einer „Poetischen Dogmatik“ bisher vorgelegt hat – einer Theologie, die sich von poetischen Zeugnissen christlicher Religion in ihre Gottrede einweisen lässt¹. Insgesamt sechs Bände, erschienen in nur zehn Jahren (1995 bis 2005): vier zur Christologie, die 2001 abgeschlossen wurde, bisher zwei zur Gotteslehre, deren Fortschreibung der Autor angekündigt hat². Die Christologie ist in zahlreichen Rezensionen und auch in ihrer Gesamtanlage eingehend gewürdigt worden. Der Übergang zur Gotteslehre stellt sich als eine prekäre Nahtstelle dar, die eine eingehendere methodische und inhaltliche Relecture des Ganzen nahelegt.

Die „empirische“ Basis für Stocks „Theologik aus Liturgik“ (Jacob Taubes)³, die offizielle Form des Gottesdienstes und dessen Rahmung mit Paraliturgischem (Lieder, Bilder, Zeichen usw.), ist im Blick auf die Gotteslehre schlichtweg ärmer. Hier erweitert der Autor seine Basis, indem er auf andere geronnene Ausdrucksformen des Gott(ge)-denkens zurückgreift, auf Orte und „Namen“ (von der Anrufung bis zum Begriff). Stock hat mehrfach über sein Projekt Rechenschaft gegeben. Auffällig ist dabei das immer wieder genannte Ansinnen, eine „katholische“ Theologie treiben zu wollen. So sei das Adjektiv auch hier der „Rückspiegel“, in dem sein Projekt in den Blick genommen wird⁴.

1. „Katholisch“ trotz *biographischer Brüche*. Schaut der Betrachter von außen auf Stocks Biographie, legt sich die Emphase für das „katholisch“ nicht sofort nahe. Es gab Prägungen, Leiden und Brüche, die bei aller Individualität für seine Theologengeneration typisch sind: Erzogen noch vor dem Konzil, Studien in „neuscholastischen Burgen“, die Dogmatik als fugenfestes, unter Aufsicht des heiligen Thomas zusammengefügtes Lehrgebäude der Kirche, als „Fort des katholischen Glaubens“ (Demonstratio religiosa, 329) auffaßte; dann der Durchmarsch durch die kirchlichen und gesellschaftlichen Konvulsionen nach Mitte der 60er Jahre; Enttäuschungen über eine Kirche, die sich nach dem Öffnen der Fenster verkühlt währte; Kontroversen um die Lehrerlaubnis nach Aufgabe des Priesteramts. Ob Huub Oosterhuis, mit dem er einige gemeinsame kirchenbiographische Punkte teilt, deshalb immer wieder sein poetischer Referenzpunkt ist? Stock ist wie jener katholisch geblieben; jemand, der bis in die Knochen hinein imprägniert ist von katholischer Lebenskultur und „praxis pietatis“, die sich in seinen Büchern spiegelt. Die Poesie der Religion und des Katholischen war sein Lebenselixier, das Gegengewicht zu allem Verknöcherten, eine „unerschöpfliche Inspirationsquelle des Denkens“ (ebd.).

Der phänomenologische Blick auf die Fülle von Frömmigkeitsformen etwa ist nicht der des Religionswissenschaftlers, der